

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

zwanzig Pfennige läßt sich zwar nicht viel thun, aber bei Euch will ich eine Ausnahme machen.

Unser Quackfalber blätterte in dem vor ihm liegenden Buche herum, las, blätterte wieder und schien endlich zu einem festen Entschlusse gekommen zu seyn. Aus einer Flasche träufelte er zehn Tropfen in einen Löffel und stößte solche dem Knaben ein. Sodann goß er in seine flache Hand eine stark dufende Flüssigkeit und rieb damit die Magengegend des Patienten ein.

— Die Tropfen, sprach er dabei, sind theuer genug, um sie bloß für Reiche anzuwenden; allein ich thue an Euch ein gutes Werk, das der Himmel mir in anderer Weise vergelten kann. Dieses kleine Säckchen endlich bindet Ihr an einem Bande Euerm Kinde dergestalt um, das es genau auf die Magengegend zu liegen kommt. Daselbst überbleibt es bis zum abnehmenden Monde, dann vergräbt Ihr es in einem Bienenhause einen Meter tief. Daselbst bleibt es dreimal drei Tage und Nächte, worauf Ihr das Säckchen ausgrabet und in ein fließendes Wasser werfet. Vergesset jedoch nicht, bei jeder Berrichtung den dreimal heiligen Gott anzurufen, in dessen Händen der Erfolg der Kur ist.

Der Dorfdoctor sprach so gut, so fromm, so zuversichtlich, daß die Mutter Ervard sich recht gestärkt fühlte. So wurde denn auch der Heimweg leichter als der Herausweg. Neuen Kummer hatte aber diese Frau, als spät in der Nacht ihr Mann betrunken als je heimkam, mit wildem Gelärme seine Schlafstelle aufsuchte und sich stuchend darauf warf. Der Mutter hatte es gedäucht als ob ihr Jakob nach langer Zeit zum ersten Male wieder sachte schlief; sie wurde daher über dieß Toben sehr betrübt, welches ihren Sohn einer Erquickung berauben konnte, die ihm so noth that: er blieb laut- und bewegungslos. Allein als die Mutter forschend über ihren Sohn sich niederbeugte, blickte sie in zwei große, offene Augen, die sie unverwandt ansahen. Da durchzuckte ein tiefes Weh die mütterliche Brust, und mit bebenden Tönen sprach sie: Hast Du denn nicht geschlafen, mein Kind? Hat die Arznei des Doctors nichts geholfen? Ich glaubte daß Du fest schliefest.

Der Kranke schüttelte verneinend das Haupt. O wie hungert mich! sprach er schluchzend.

Der Vater hatte das Flehen seines Kindes nicht erhört, ihm kein Brod von dem Erlöse des Bettchens gebracht. Fremde Leute waren mitleidiger gewesen als er, und so ward es der Mutter möglich den unerfättlichen Heißhunger des Knaben mit den wiewohl kleinen Gaben der Liebe zu stillen.

Hinsichtlich seiner Genesung tröstete sie sich mit den abgedroschenen Grundsätzen: Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden, und kein Baum fällt auf den ersten Hieb. Uebrigens habe ich ja zu dem dreieinigen Gott so inbrünstig gebetet, und sonst alles gethan was das Orakel von Weilersdorf angeordnet hat.

Der Mond nahm ab, aber Jakobs Heißhunger nicht.

Das Häuschen, welches die Familie Ervard bewohnte, hatte derselben vom Vater der Frau her eigenthümlich angehört. Jetzt war es über den Werth verpfändet und ganz haufällig. Nächstens sollte es gerichtlich verkauft werden, und dann würden seine unglücklichen Bewohner kein Obdach mehr haben. Früher hatte der Vater der Frau Ervard eine ansehnliche Bienenzucht getrieben, und deshalb ein hübsches Bienenhaus an die Mittagseite des Häuschens erbaut. Die Bienenstöcke waren schon lange verschwunden; Ervard hatte sie verkauft, und sogar die Fächer worauf sie gestanden, als Brennholz gebraucht. Ein einziger Bienenstock welcher wegen seiner schlechten Beschaffenheit keinen Käufer gefunden hatte, war noch da. Dieß schien der Frau Ervard zur Verrichtung der Vorschrift des Wunderdoctors hinreichend. Sie beschloß also das bewußte Säckchen dahin zu begraben, obgleich fast keine Bienen mehr da waren. Sie that dieß unter brünstigem Gebete und heißen Thränen, denn der Zustand Jakobs verschlimmerte sich von Tag zu Tag, weit entfernt sich zu bessern. In Ermangelung eines passenden Werkzeuges grub sie das Loch mit Hilfe eines spitzen Holzes und ihrer Finger, legte das Säckchen hinein und warf es wieder zu. Während sie am Brunnen des Häuschens die so eben beschmutzten Hände reinigte, gieng der Stadtdoctor vorbei, den Rosine eines Tages gesehen, und von dem wir am Anfange dieser Geschichte schon Meldung gethan, und richtete an die Frau Ervard diese Frage:

- Ist das Wasser Ihres Brunnens gut?
- Frisch wie Eis und hell wie Kristall.
- So erlaub' Sie mir einen Trunk daraus zu thun. Er trat näher, zog aus seiner Tasche einen ledernen Jagdbecher, füllte ihn mit Brunnwasser, und trank ihn aus.
- Sie hat Recht, Ihr Wasser ist köstlich. Welchen Werth würde solch ein Brunn in Paris haben! Ihr besitzet da einen wahren Schatz. Wie gut muß man sich da befinden, wenn man so gutes Wasser trinkt! Auch bedarft Ihr gewiß keines Doctors.

Bei dieser Frage gieng der Mutter das Herz

und der Mund auf: sie ergriff diese Gelegenheit, den Kummer auszuschütten, der sie niederdrückte, indem sie dem Doktor, dessen zuvorkommendes Betragen ihr ganzes Zutrauen gewonnen hatte, die Noth erzählte, die sie mit dem kranken Kind hatte.

— Führet mich zu ihm; wir wollen sehen was zu thun ist.

Der Doktor folgte der Mutter in die Stube, betrachtete den Knaben, ließ sich alle Umstände der Krankheit erzählen, fühlte den Puls und sprach:

— Beruhige Sie sich, die Krankheit Ihres Kindes ist nicht tödtlich; dieser schlimme Zustand rührt vom Mangel an ärztlicher Hülfe und wohlgeeregelter Diät her. Um die Gesundheit des jungen Herrn völlig herzustellen, werde ich noch acht Tage brauchen; während dieser Zeit wird Ihr Kind zur vollkommenen Genesung gelangen, wenn Sie meine Vorschrift befolgt. Morgen werde ich Ihr die nöthigen Arzneien bringen. Unterdessen mache Sie ihm gute Fleischbrühe und gib Sie ihm von Stunde zu Stunde davon.

— Ach! mein guter Herr, mit was soll ich Fleischbrühe machen? ich habe keinen Heller um Fleisch zu kaufen.

Der Doktor der bei der Aermlichkeit des Hausgeräths das große Elend der Familie wohl ein sah, wollte als barmherziger Samaritan nicht auf halbem Wege stehen bleiben; er zog ein Silberstück aus der Tasche, gab es der Mutter und sprach: Da, kaufe Sie Fleisch; morgen komm ich wieder.

Nach einer achttägigen Pflege hatte sich der Zustand Jakobs so gebessert, daß er ganz auf dem Wege der Genesung war: er war nur noch etwas schwach.

Wie geneigt auch die Mutter war, die Herstellung ihres Kindes der Pflege des Stadtdoktors zuzuschreiben, so vergaß sie doch die Vorschrift des Wunderdoktors von Weilersdorf nicht; damit sie sich nichts vorzuwerfen habe und jeden Rückfall verhüte, beschloß sie das Säckchen auszugraben, und es nach Vorschrift in's Wasser zu werfen. Näht es nichts, sagte sie bei sich, so kann es doch auch nichts schaden.

Die neun Tage und Nächte waren verfloßen; da begab sich Frau Evrard in das Bienenhäuschen um diese Ausgrabung zu bewerkstelligen. Groß war ihr Erstaunen, als sie trotz alles Suchens das geheimnißvolle Säckchen nicht fand. In ihrer Angst rief sie Rosine und Jakob zu Hülfe, welche theils die Erde durchsuchen, theils das Loch erweitern halfen. Nach langem Graben, statt das Säckchen zu finden, stießen sie auf etwas Hartes, das sich bei weiterm Nachforschen als ein

mit einem hölzernen Deckel zugebundener Buttertopf auswies.

Da durchzuckte die Freude wie ein elektrischer Schlag der Mutter Brust.

— O mein Gott! wenn mein Vater... die sechs hundert Thaler für die Erlempfiese... Ach! ich wag's nicht auszudenken.

Ihr Gedanke war doch die Wahrheit. Nachdem sechs Hände den Topf herausgewunden, den Deckel beseitigt, und sechs Augen ihn bis oben auf mit Silbergeld angefüllt sahen, entrannen Ströme von Freudenthränen: der Jubel war vollkommen. Die Kinder fielen um den Hals ihrer Mutter, die bis daher so viel gebuldet hatte. Sechs hundert Sechslivresstücke, nicht eines mehr oder weniger, enthielt der gefundene Schatz. Es war hinreichend das Häuschen schuldenfrei und dessen Bewohner noch wohlhabend zu machen.

Aber unzertrennbar von der Freude über diesen unerwarteten Reichtum war auch die Sorge wegen dieses Reichtums. Kaum daß der erste Freudenrausch vorüber war, so drängte sich der glücklichen Mutter die bange Sorge auf, wie ihr Mann sich des gefundenen Schatzes bemächtigen und denselben gar bald verschwinden werde. Wie ihn daher vor ihm verbergen, und wo? Wenn sie nur die auf dem Häuschen haftenden Schulden tilgen und den Ueberrest des Schatzes sichern Händen anvertrauen könnte, bevor ihr Mann, der schon seit einigen Tagen wieder nicht heimgekommen war, zurückkehrte. Das gesuchte Säckchen war plötzlich über der neuen Freude und Sorge rein vergessen. Scheu wie ein Dieb, der fürchtet ertappt zu werden, schlich Frau Evrard mit der schweren Geldlast davon; nur eine Handvoll Thaler für die dringendsten Bedürfnisse zurücklassend, beilte sie sich den Schatz nach der oben ange deuteten Weise anzuwenden, und vor ihrem Manne zu schützen.

Evrard kam nimmermehr: sein Leichnam wurde im nächsten Strome gefunden, wo er entweder in Folge seiner gewöhnlichen Völlerei oder als Selbstmörder ertrunken war. Die Ursache blieb unbekannt.

Da die Familie Evrard nicht mehr mit dem Elende und dem bösen Betragen ihres Hauptes zu kämpfen hatte, so erwarb sie sich durch Fleiß und Arbeit nach und nach einen gewissen Wohlstand. Jakob hatte keinen Rückfall, obschon das Säckchen verloren blieb, und hierdurch wurde die Frau Evrard in ihrer Meinung bestärkt, daß ihr Sohn wirklich durch die Mittel des Stadtdoktors geheilt worden sey, und nicht durch die lächerlichen Verschreibungen des sogenannten Wunderdoktors. Der Bruder und die Schwester fanden

ihr gutes Unterkommen, denn sie waren rechtschaffen und arbeitsam.

Unsere Leser werden aus dieser wahren Geschichte die Moral selbst folgern.

Neuer Ausbruch des Vesuv.

Den Umwälzungen gegenüber, welche Italien und beinahe ganz Europa moralisch drunter und drüber geworfen haben, konnte der Vesuv, dieser alte Revoluzer, nicht länger mehr ruhig bleiben, ohne sein Wähler-Ansehen in Gefahr zu setzen und für einen zur Ordnung übergetretenen Abtrünnigen zu gelten. Darum hat er lesthin im Februar den Schlaf abgeschüttelt, um wieder einmal zu krakeelen und seinen Geiser auszuspeien. Doch hat er's noch glimpflich und nicht so arg gemacht wie im Jahr 79 unserer christlichen Zeitrechnung, wovon wir bald sprechen werden.

Seit diesem obenbemeldeten Ausbruch ist der Vulkan stets fortgefahren Campanien und das Uferland von Neapel zu verheeren.

Der Vesuv erhebt sich Neapel gegenüber, nur eine und eine Viertelsmeile von dieser Hauptstadt, kegelförmig und alleinstehend, mitten in einer weiten Ebene, die sich von seinem Fuße bis nach Capua erstreckt; er besteht nur aus den aus seinem Schlunde ausgespienen Materialien. Dieser Berg ist nicht ganz 1300 Meter hoch. Nahe an seinem Gipfel schallt die Lava hohl unter den Schritten; es scheint sie sey an dem, in den Abgrund zu stürzen, den sie überdeckt. Brennende Dünste entfahren einer großen Zahl von Spalten, die mit gährendem Schwefel überzogen sind, und wie man brennbaren Stoff daran hält, entzündet er sich. Sein Fuß ist in viele Feldstücke vertheilt, von geringem Umfang, aber von ergiebigem Ertrag. Die mit der Zeit zerfetzte Lava bildet den reichlichsten Boden den man wünschen kann; jede Quadratmeile nährt 5000 Menschen. Man muß sich jedoch verwundern über die Sorglosigkeit dieser ganzen fröhlichen Bevölkerung unter dem Schatzen eines so schlimmen Nachbarn, der stets die Umgebung mit gänzlicher Zerstörung bedroht. Glücklicherweise verkünden gewisse Vorzeichen jeden bevorstehenden Ausbruch.

Auf den Ausbruch vom Jahr 79 zurückkommend, will der hinkende Bote seinen Lesern die es etwa schon vergessen, und jenen die es nie gewußt haben, in Erinnerung oder Kenntniß bringen, daß der erste uns bekannt gewordene Ausbruch des Vesuv's am 23. August des Jahrs 79 statt gehabt, unter der Regierung des römischen Kaisers Titus, desselben der die Prophezeiung Christi

über Jerusalem vollzogen hat. Die Geschichte meldet von keinem frühern Ausbruch dieses Vulkans. Es scheint daher, er hätte schon seit langem kein Feuer mehr ausgespien, oder, war's damals sein erster Ausbruch, er wollte im jugendlichen Uebermuth gleich auf den ersten Stoß sich Respekt verschaffen. Daher hat er auf einmal drei Städte, Pompeji, Stabia und Herculaneum mit seiner Lava und seinem Aschenregen überschüttet. Die Wolken von Dampf und Asche waren so dicht, daß sie drei Tage lang in der ganzen Umgegend des Vesuv's das Tageslicht verfinsterten. Die Asche soll, nach den Berichten von Augenzeugen, vom Winde bis nach Egypten und Syrien getrieben worden seyn. Jene genannten Städte wurden dabei so hoch bedeckt, daß jede Spur von ihnen für die nächstfolgenden Jahrhunderte verloren gieng. Man kannte nicht einmal die Stelle wo sie gestanden hatten. In unsern christlichen Zeiten würde man ein so großes Unglück besser zu Herzen nehmen, und wenigstens, zur Erinnerung für künftige Geschlechter, ein Kreuz als Denkzeichen darüber aufpflanzen.

Als Emanuel von Lothringen, Herzog zu Elböuf, im Jahr 1720 auf den Gedanken kam, in Portici, wo er wohnte, einen Brunnen graben zu lassen, da stießen die Arbeiter auf etwas Hartes, und als sie es zu Tage brachten, waren es Stücke von zerbrochenen Marmorsäulen. Da dachte sein Baumeister: wo das gelegen, kann noch mehr liegen, und ließ noch weiter nachgraben. Und wie erstaunte er, als er bald eine Marmorsäule, und noch eine und wieder eine, und endlich ein ganzes prächtiges Haus, das diese Säulen trugen, und immer weiter noch ein Haus und noch viele Häuser, Paläste und Tempel, kurz eine ganze Stadt fand. Man überzeugte sich bald, daß es das unter dem Kaiser Titus verschüttete Herculaneum sey, und warf sogleich von Seiten der Regierung eine gewisse Summe aus, die Nachgrabungen weiter fortzusetzen. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen; denn man entdeckte nach und nach die prächtigsten Gebäude, unter andern einen Tempel von vier und zwanzig Mabafter Säulen und eben so viel griechischen Statuen. Die Häuser fand man mit verschiedenfarbigem Marmor oder mit Mosaik* auf das prachtvollste ausgeschmückt. Da man wenig menschliche Leichname gefunden, so vermuthet man, daß die Einwohner Zeit gehabt haben sich zu retten. Die Hitze der Lava ist stark genug gewesen, das Holz zu verkohlen, ohne

* Mosaik nennt man Malereien, die nicht mit Farben, sondern mit nebeneinander gesetzten farbigen Steinen geformt sind.

jedoch die Form zu verändern, und so hat man auch noch Brod und Getreide in diesem verkohlten Zustande gefunden. Die Wände, al fresco gemalt, sind zwar mitunter etwas gelblicht; allein, da die Farben aus metalligen oder erdigen Stoffen bestehen, haben sie ihre Frische und ihren Glanz nicht verloren. Zwar waren Ströme von glühender Lava eingedrungen; aber zugleich entströmten dem Besuher große Wassermassen, welche verhinderten daß die Marmorstatuen zu Kalk verbrannten. Schade, daß die Lavamasse, welche die höchsten Häuser von Herculanium bedeckt, nicht erlaubt, diese Decke ganz wegzunehmen, und so den Anblick dieser verschütteten Stadt ganz zu gestatten.

Noch ein vollständigeres Bild der häuslichen Bauart, Einrichtung und des bürgerlichen Lebens der alten Römer gibt die andere aufgefundene Stadt Pompeji. Sie wurde erst 1748 wieder entdeckt unter einer achtzehn Fuß hohen Aschendecke. Obgleich minder groß als Herculanium, hat sie doch viele Kunstwerke und ansehnliche Gebäude besessen, und ist besonders darum so merkwürdig, weil sie jetzt offen daliegt, so daß man in die ehemals so belebten Straßen und in das Innere der Häuser, wie vor 2000 Jahren eintreten kann. Pompeji wurde zwar gleichzeitig mit Herculanium, jedoch nicht, wie dieses, mit glühender Lava, sondern bloß mit Asche bedeckt. Daher hat man sich auch vorgenommen, diese Stadt ganz an Tag zu bringen. Es gibt auf der ganzen Welt keine so interessante Ruine; alles trifft man dort an in demselben Zustande wie es zur Zeit der Verschüttung gewesen. Die Wagengeleise sieht man auf dem Pflaster. Schon kann man seine beiderseits mit Trottoirs versehenen, doch engen Straßen durchwandern; schon besucht man das Innere seiner Tempel, die Paläste seiner Vornehmen, seine Theater, seine Kramläden, seine Schenken, die Privathäuser der Bürger aus allen Klassen, deren Mauern mit Malereien geziert sind. Man hat dort Statuen, goldene und silberne Medaillen, Gefäße aller Gattungen, Ketten der Gefangenen, Armbänder der Mädchen, Büchsen mit Pillen und andern Heilmitteln, eine Wage mit ihren Gewichten in der Form eines Merkurs (des Handelsgottes), einen Ring mit dem Wort Ave (Sey gegrüßt), das ganze Werkzeug eines Walkers, und noch manch anderes Geräthe, aufgefunden, das hier herzusagen zu lang wäre. Man hat die schönste Mosaik entdeckt, welche das Alterthum uns überlassen hat. Die schönsten öffentlichen Gebäude sind: die große Säulenhalle, das Forum, der Pantheon oder Tempel Augusts, der Isis-Tempel, der Tempel Aesculaps (des Gotts

der Medicin), das tragische Theater, das noch besser erhaltene Theater für Comedien, und das Badhaus; dieses letztere übertrifft an Pracht und schönem Geschmack alle andern Gebäude, und ist am wenigsten beschädigt. Der aufgefundene Maueranschlag, wodurch Julia Felicia, Tochter des Spurius, die Verpachtung auf fünf Jahre ihrer in einem Badhaus und neun hundert Kramläden bestehenden Güter anbietet, mag einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Stadt geben.

Wenn man in einer kleinen Stadt des zweiten Ranges einen solchen Luxus sieht, darf man sich nicht wundern daß die Römer die Gallier, die Germanen für Barbaren hielten, die damals so schlechte Wohnungen hatten, heute noch zum Theil nicht viel besser wohnen, und wenn es mit den Revolutionen so fortgeht, zuletzt in Wäldern haufen müssen. Wir nehmen jedoch diesen Titel „Barbaren“ nicht an. Sieht man wenig Marmor bei uns, so kommt es daher, weil die Natur unsern Gegenden denselben nur sparsam gewährt hat, und wir ihn mit großen Kosten von fern her beziehen müssen; prangen unsere Städte nicht mit offenen Säulengängen, so bedenke man, daß unser nördliches feuchtes Klima sich mit denselben nicht verträgt. Dagegen können wir unsere prächtigen Münster aufweisen, die durch die Kühnheit ihres Baues und ihre erstaunlichen Massen die Wunderwerke der Griechen und alten Römer übertreffen, und in den Baumeistern, die sie geschaffen, einen Genius verrathen, dem die Kunst der Baumeister des Alterthums kaum gleichkommt.

Pompeji wurde von ihrem Unglück so überrascht, daß von den Einwohnern wahrscheinlich wenige sich gerettet haben. Man hatte bis zum Jahr 1830 die Leichname von 153 Personen entdeckt, deren mehrere gerade mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt waren; unter andern hat man vor dem Eingang eines Tempels einen Priester gefunden mit einem Opfergefäß in der Hand.

In der Nacht vom 1. Februar 1850 hat der Vesuv Feuer ausgespien. Nachdem er drei Tage lang im Innern gebrummt hatte, ist er auf einmal zerplatzt wie eine mit Pulver überladene Kanone. Stellet sich ein hoch in die Lüfte sich erhebender Springbrunnen, der sich endlich wie ein Fächer ausbreitet, und nach allen Seiten hin herabsinkt; nur besteht dieser Regen, anstatt aus Wasser, aus brennender Lava mit Dampf und Steinen vermischt. Es war dieß der 47ste Ausbruch seit 79, und der 5te seit Anfang dieses Jahrhunderts. Der heftigste Ausbruch geschah im J. 1036, und der mörderlichste im J. 1682, weil damals Leute sich nicht gescheut hatten, den Berg bis oben zu bewohnen. Der Ausbruch von

1737 hat sechs Wochen gedauert; der von 1760 mehrere Monate; ein anderer, 1766, hat sechs und dreißig Tage lang ununterbrochen gewüthet.

Der letzte, der an Heftigkeit und besonders an Dauer den meisten frühern nachsteht, wird jedoch einige Verheerungen angerichtet haben. Die Lava entströmte aus zwei Oeffnungen, langsam vorschreitend; nichts kann ihr widerstehen. Stößt sie an ein Hinderniß, so windet sie sich um dasselbe wie eine Schlange, und zermalmt es mit ihren feuerigen Klauen. Bei ihrer Annäherung legen sich die Bäume nieder, die Felder werden kahl, die Häuser stürzen ein. Mehrere Personen sollen das Opfer ihrer Neugierde geworden seyn. Der vorlezte Ausbruch hat 1834 statt gehabt; also hat der Vulkan sechzehn Jahre lang geschlafen. Gewöhnlich ruht er nicht so lang. Man hat bemerkt daß seine vier und zwanzig Ausbrüche im achtzehnten Jahrhundert in einer periodischen fast regelmäßigen Ordnung auf einander gefolgt sind.

Ueber das Steuerwesen.

Man hat sich in Frankreich auf alle Seiten gewendet um das Mittel auffindig zu machen, wodurch man dem Staate Geld genug zur Bestreitung seiner Ausgaben verschaffe, ohne den Steuerpflichtigen zu drücken. Eine schwierige Aufgabe, mit Lösung welcher der hinkende Bote sich nicht abgeben will, weil er, dem es schon sauer genug wird, sein eigenes Haushaltungsbudget in's Gleichgewicht zu bringen, sich nicht, wie so mancher arme Schlufer, zum Führer und Lenker des ungeheuern Staatshaushalts aufwerfen mag. Nur will er erzählen wie die Engländer besteuert sind, nach einer Rede, welche Lord Brougham über die Abgaben in England, vor seiner Ernennung zum Kanzler, gehalten hat. Er drückte sich mit folgenden Worten aus, die wir getreu übersetzen:

Wir zahlen Abgaben von allem was in den Mund kommt, den Rücken bedeckt, oder unter unsern Füßen liegt;

Abgaben auf alles was angenehm zu sehen, zu hören, zu fühlen, zu riechen und zu schmecken ist;

Abgaben auf alles was auf der Erde, im Wasser und unter der Erde ist;

Abgaben auf alles was vom Ausland kommt, und was bei uns wächst;

Abgaben auf die rohe Materie, und auf den Werth den ihr die Industrie des Menschen ertheilt;

Abgaben auf die Bräuen welche den Appetit des Menschen erwecken, und auf die Medizin die seine Gesundheit wieder herstellt;

Abgaben auf den Hermelin welcher den Richter bekleidet, und auf den Strick der den Verbrecher erdroffelt;

Abgaben auf den Strauß der Hochzeiterin, und auf die Nägel des Sargs.

Im Bett, an Bord des Schiffs, beim Aufgang, beim Niedergang muß man zahlen.

Der Schüler peitscht seinen besteuerten Kreisler mit einer besteuerten Peitsche.

Der Erwachsene leitet sein besteuertes Pferd mit einem besteuerten Zügel auf einer besteuerten Straße.

Schließlich gießt ein Engländer auf seinem Todsbette eine Arznei, zu 7 Procent tarirt, in einen zu 15 Procent besteuerten Kessel, wirft sich hierauf auf sein cattunenes Bett, das 22 vom Hundert Laxe bezahlt; er macht sein Testament auf Stempelpapier das 8 Pfund Sterling gekostet, und gibt den Geist auf in den Armen eines Apothekers, der für das Recht ihn in die andere Welt zu schicken 100 Pfund bezahlt hat. Seine Güter sind mit 2 bis 10 Procent besteuert; man verlangt noch eine ungeheure Gebühr um ihn auf dem Kirchhof zu begraben; seine Tugenden werden auf einem besteuerten Marmor der Nachwelt übermacht; und dann erst wann er mit seinen Vätern vereint ist, zahlt er keine Steuern mehr.

Daß der Engländer so viele Steuern zu bezahlen hat, ist kein Wunder. Die Staatsschuld ist ungeheuer, daher auch jährlich ungeheure Zinse zu zahlen sind. Die französische Staatsschuld, obwohl sie durch die aufeinander folgenden Revolutionen auf eine respectable Höhe gewachsen, ist noch ein Zwerg im Vergleich mit dem englischen Riesen; kommen aber noch ein paar Ummwälzungen hinzu, so wird sie der englischen Schuld nicht viel mehr nachstehen. Diese letztere aber, wenn sie in Silberthalern aufgehäuft da läge, würde einen beträchtlichen Silberberg bilden, dessen Höhe und Umfang ich euch berechnen könnte, wenn ich mir die Mühe geben wollte. So viel ist davon wahr, daß alles gemünzte Silber Europa's kaum hinreichte sie abzuzahlen.

Schicksale und Wanderungen der Königskrone von Ungarn.

Ob dieses kostbare, hier treu abgebildete Diadem noch unverfehrt und bloß verhehlt ist, weiß man nicht. Ganz Ungarn ist erobert, und nirgends wurde dieses Kleinod gefunden. Man vermuthet, Kossuth habe es mitgenommen als er die Flucht ergriff. Da hätte also zum zweiten Male die Krone Ungarns die türkische Grenze überschritten.



Die Geschichte dieser Krone ist interessant, und innig mit der Geschichte des so sehr bewegten Lebens einiger Könige verbunden, welche die selbe getragen haben.

Die Magyaren legen eine abergläubische Wichtigkeit auf diese Reliquie ihrer alten Monarchie. Es geht von ihr die Sage, sie sey von den Engeln für die Krönung Stephans des Heiligen im Jahr 1001 verfertigt worden; glaubwürdiger behauptet die Geschichte, Papst Solvester II habe sie dem König Stephan zum Geschenk geschickt: sie ist also ein Alterthum von 848 Jahren.

Im Jahr 1072, erhielt Herzog Geisa vom griechischen Kaiser eine königliche Binde von gebiegenem Gold; als er später zum Könige von Ungarn erwählt worden, vereinigte er diese Binde mit dem Diadem Sanct-Stephans, wornach die Krone Ungarns aus zwei königlichen Insignien besteht.

Als, 1301, das Geschlecht der Arpaden erlosch, wurden zu gleicher Zeit zwei Kronbewerber gewählt. Eine Partei wählte Robert von Anjou und Neapel; die andere ernannte den jungen Bewerber von Böhmen. Die Sache dieses letztern Bewerbers wurde schlecht vertheidigt, und schien schon fast aufgegeben, als der Vater desselben, König Wenzel von Böhmen, an der Spitze eines Heeres bis Ofen vorrückte, und seinen Sohn sammt der Krone nach Prag zurückbrachte.

Darauf schritten die Ungarn zur entscheidenden Wahl und ernannten Otto von Baiern, dem der alte Wenzel die Krone übersandte. Um Besitz von seinem Throne zu nehmen, durchwanderte Otto Desterreich incognito und hatte die Krone bei sich als ein Hausgeräthe. Sie hieng, in einer Schachtel verwahrt, am Sattelknopfe eines deutschen Grafen seines Gefolgs, der eines Morgens wahrnahm daß er sie in der Nacht verloren hatte. Sie befanden sich damals zu Fischerment, oberhalb Wien, wo sie über den Fluß setzen wollten; sie kehrten auf dem nemlichen Wege zurück, und fanden glücklicherweise die Schachtel sammt ihrem Inhalt.

Im Jahr 1307 begab sich Otto nach Siebenbürgen, um den Waiwod Ladislas für seine Partei zu gewinnen; dieser aber bemächtigte sich der Krone und hielt Otto gefangen zurück. Nach einiger Zeit ließ er ihn los, befiel aber die Krone drei Jahre lang. Als sich aber die Ungarn anschickten, ihn mit einem Vertilgungskriege zu überziehen, gerieth er in Angst, und gab, 1310, die Krone heraus.

Im Jahr 1439, nach dem Tode des Kaisers Albert IV, geschah wieder eine doppelte Wahl: die beiden Nebenbuhler waren Wladislas von Polen und Ladislas, Sohn Alberts. Die vermittelte Kaiserin nahm sich vor, ihren Sohn krönen zu lassen, und um dieses zu vollbringen, ließ sie auf eine

geschickte Weise, durch eine ihrer Hofdamen, die Krone entwendet, welche im Schloß von Willegrad sorgfältig aufbewahrt war. Die Kaiserin verfezte sie im Jahr 1441 um 2500 Goldgulden beim Kaiser Friedrich IV. Mathias Corvinus lösete sie wieder ein und legte sie wieder zu Willegrad in Verwahr. Nach der Schlacht von Mohacs wurde sie wieder, und abermals durch ein Frauenzimmer, entwendet, um Johann Zapolya zu krönen. Zapolya vertraute sie dem Preny an, der sie an Kaiser Ferdinand I auslieferte. Der Kaiser ließ sich im Jahr 1527 damit krönen, und bald darauf fiel diese Krone in die Hände der Türken.

Nach seiner Zurückkunft von der Belagerung Wiens, zeigte sie Soliman seinen Janitscharen, gab aber aus, sie wäre das Diadem Nushirvan's, eines berühmten persischen Feldherrn. Soliman schickte sie seinem Schützling Zapolya; die Wittwe Zapolya's gab sie dem Kaiser Ferdinand zurück. Rudolph II ließ dieselbe nach Prag bringen; Mathias II schickte sie nach Preßburg, wo sie im Jahr 1619 durch Bethlem Gabor erobert wurde. Nach dem zu Nicolsburg geschlossenen Frieden, wurde sie an Kaiser Ferdinand II ausgeliefert.

Kaiser Joseph II brachte sie mit nach Wien; Leopold ließ sie wieder nach Ungarn bringen.

Als General Windischgrätz Pest einnahm, flüchtete sich Kossuth mit derselben, und seitdem war sie stets in den Händen der ungarischen Insurrektionsregierung gewesen. Da jetzt aber die Mitglieder dieser Regierung zerstreut sind, sollte das Wanderleben dieser Krone ein Ende genommen haben. Was ist aber aus ihr geworden? Darauf kann man noch keine bestimmte Antwort geben. Einige sagen, sie sey in's Geheim vergraben worden; Andere, Kossuth habe die Edelsteine davon genommen, um die Türken damit zu bestechen, und das goldene Diadem Geisa's habe er umgeschmolzen. Diese letzte Behauptung ist nicht bewiesen, und wenig wahrscheinlich, denn Kossuth ist ein zu guter Ungar, um eine so ehrwürdige Reliquie, welche seine Nation so tief verehrt und als ein Palladium ansieht, zu zerstören und vergeuden.

Das Kreuz ober der Krone ist gebogen, wie man sieht, eine Folge der Hast mit welcher dieses Diadem so oft von einer Stelle zur andern entfernt werden mußte.

Einzug des Papstes Pius IX zu Rom.

(Mit einer großen Abbildung.)

Nach einer Abwesenheit von siebenzehn Monaten, hat Pius IX erachtet, daß endlich die Umstände ihm die Rückkehr in seine Staaten erlaubten. Die Hoffnung, den Papst wieder in der Hauptstadt der Christenheit zu sehen, war so oft schon vereitelt worden, daß man sich kaum getraute der frohen Nachricht Glauben beizumessen, die sich verbreitete, der heilige Vater, über die Lage der Sachen nun beruhigt, habe sich entschlossen seine Rückkehr anzutreten.

Wir wollen die Begebenheiten, welche sich zu Rom, seit seiner Einnahme durch die französischen Truppen, zugetragen haben, übergehen. Einige lärmende Zusammenrottungen, einige ausgestoßene feindselige Ausrufungen, einige im Finstern verübte Mordmorde, welche sich die noch zurückgebliebenen Anhänger Mazzini's und Garibaldi's erlaubt haben, und die bald von der französischen Besatzung so ernstlich gerügt worden sind, daß diese Ruhestörer zum Stillschweigen und zur Ohnmacht verwiesen wurden, sind des Erwährens nicht werth.

An den beim Einzug des heiligen Vaters so allgemeinen, so lauten, so ungeheuchelten Freudenbezeugungen wird man die Gesinnungen des

wahren römischen Volkes erkennen, das, vom Druck der fremden Banden erlöst, sich nun ohne Scheu äußern darf.

Unsere Feder ist zu schwach, den großen Jubel erzählen, und unsere Abbildung zu beschränkt, um alle Scenen dieses schönen Triumphzugs darstellen zu können; sie stellt den Moment vor, wo der Papst auf dem Sanct-Peters-Platz angelangt ist, und wo sein Wagen gegen die Sanct-Peters-Kirche einbiegt.

Den 12. April 1850, vor Mittag, füllte sich der Platz vor der Basilica Sanct-Johann-vom-Latran mit Menschen an, die sich bis um zwei Uhr stets mehr anhäuften, und dergleichen in allen Straßen bis zum Vatican, wo der päpstliche Zug durchzugehen hatte; alle Fenster, alle Altäre waren dicht mit Menschen besetzt.

Viele hatten die Stadt verlassen, um so früher den Papst begrüßen zu können, und der Andrang war so groß gewesen, daß Familien zwanzig Scudi für ein Gefährt bezahlten, welches sie dem heiligen Vater entgegen führe. Die französischen und die päpstlichen Truppen, alle unter den Befehlen des General Baraguay-d'Hilliers, waren überall aufgestellt; und eine französische Batterie am

heidenden
dem der
Besitz von
erte Otto
erte bei sich
Schachz
deutschen
ns wahr-
atte. Sie
oberhalb
lten; sie
und fam-
nt ihrem

Siebene-
eine Par-
te sich der
k. Nach
die Krone
ngarn an-
kriege zu
ab, 1310,

s Kaisers
Wahl: die
von Polen
ttigte Kai-
zu lassen,
e auf eine

schildlichen Orte aufgezplant, um dem einziehenden Landesherrn die Ehrenschnisse abzufeuern.

Endlich erreichte der Papst den Ort wo ihn die französischen Truppen und eine Menge Römer erwarteten; von allen Seiten ertönte der Ruf: Hoch lebe der Papst! hoch lebe die Religion! Heiliger Vater, Euer Segen! hoch lebe der Papst! und die Sacktücher weheten über den Köpfen, wie die reifen Garben im Felde. Als die Empfangs-Ceremonie vollendet und der Papst wieder in seinen Reisewagen gestiegen war, setzte sich der Zug in Gang, in folgender Ordnung:

An der Spitze, die französischen Jäger zu Pferde; dann, in einer kleinen Entfernung päpstliche Dragoner und ein Peloton Beliten; hiernach französische Dragoner mit ihrer Musik, ein General mit seinen Adjutanten; eine Abtheilung französischer Gendarmen, denen ein anderer General, von Oberoffizieren umringt, folgte; dann kamen die Läufer des apostolischen Palastes, die Nobelgarde, endlich der Wagen des Papstes, an dessen rechtem Schläge der französische Obergeneral ritt, und am linken der Commandant der Nobelgarde, nebenher auf beiden Seiten französische Offiziere zu Fuß.

Dem Wagen des Papstes folgte der Generalstab des Obercommando's, Nobelgarde und französische Dragoner. Den Zug beschloß eine lange Reihe Kutschen, der Cardinäle, der Municipalität und der Gesandten.

In der Stadt war der Papst um vier Uhr erwartet. Aller Augen waren in die Ferne gerichtet. Zur bestimmten Stunde sah man von weitem einen Kurier ansprengen, der das Annähen des Zugs ankündigte. Seine Ankunft diente zum Signal für die Artillerie, und die Ehrenschnisse begannen. Eine dicke Staubwolke und der Glanz der Helme der Begleitungsgruppen des Papstes verkündeten seine baldige Ankunft. Das Volk verläßt die Mauern, steigt von den Bäumen herab, und eilt dem heiligen Vater entgegen. Da öffnet sich die Hauptpforte der lateranischen Basilica. Sieben roth-gelbe Fahnen, mit Glöckchen versehen, treten heraus mit dem Domkapitel von Sanct-Johann-vom-Latran, um dem Papst entgegen zu gehen. Vor ihm her wird das hochverehrte Kreuz getragen, welches Karl der Große, der Frankenkaiser, geschenkt hat.

Der Reisewagen des Papstes schreitet langsam heran, unter dem tausendfältigen Rufe Viva il Papa! viva il Santo Padre! Der Papst steigt aus, besteigt die Freitreppe der Basilica, indem er die auf die Kniee gefallenen Soldaten und Um-

stehenden segnet; er ist von weitem erkennbar an seinem weißen Häppchen und an dem vor ihm her getragenen Kreuze. Im Innern des Doms erschallen Trompeten und Trommelrühren. Nachdem der Papst und sein Gefolge eingetreten, strömt die Menge nach, so viel der Dom fassen kann.

Nach vollendeter Feierlichkeit bei dieser ersten Kirchenstation, besteigt Pius IX einen rothen sechsspännigen Galawagen, vor und hinter welchem die Nobelgarde, lauter Jünglinge aus den vornehmsten römischen Familien, einhergehen: General Baraguay-d'Hilliers und der Commandant dieser Garde reiten, wie früher, neben den Kutschenschlägen. Die Cardinäle, die Gesandtschaften folgen in ihren Wagen. Auf der ganzen Strecke wodurch der Zug bis zum Vatican sich zu bewegen hat, sind alle Häuser mit Tapeten behangen, und die Fenster von Zuschauern überfüllt, welche ihre Tücher hin und her bewegen, mitunter auch einen Blumenregen auswerfen.

Jetzt donnern die Kanonen der Engelsburg. Vor der Sanct-Peters-Kirche angelangt, steigt der Papst wieder aus, besteigt die Vortreppe, rechts und links seinen Segen den knienden Truppen und dem auf den Knien hingestreckten Volke ertheilend. Die Hauptpforte ist geöffnet, ihn einzulassen; und der heilige Vater zieht langsamen Schrittes durch das ungeheure Kirchenschiff an seinen Sitz neben dem Hochaltar. Das Te Deum wird abgesungen, der Cardinaldechant ertheilt den Segen mit dem Hochwürdigsten. Die Pracht dieser Feierlichkeit zu beschreiben, ist der Feder unmöglich. Zuerst segnet der Celebrant den heiligen Vater, dann wendet er sich gegen die vier Theile der Welt, um der ganzen Christenheit den Segen zu ertheilen. Dann richtet sich der Papst gegen die berühmte Statue des heiligen Petrus, der er den ehernen Fuß küßt, wo Millionen von Christen ihren Mund schon angelegt, und ihn so zu sagen abgenüßt haben. Hierauf begab sich der Papst in den Vatican, wo der Obergeneral vom heiligen Vater Abschied nahm, den er wieder in seinen Palast zurückgeführt hat.

Nun ist der Wunsch Roms, des Staats, Europa's und der ganzen christlichen Welt erfüllt. Abends um halb 10 Uhr erglänzte Rom von vielen tausend Lampen. Die ganze Stadt, die kleinsten Häuser wie die reichsten Paläste, waren beleuchtet. Rom ist wieder das alte Rom, seine Einwohner wieder das wahre römische Volk.

Wir haben den Einzug des Papstes zu Rom so eben gesehen, aber was vorhergegangen, und was darauf gefolgt ist, verdient nicht weniger bekannt gemacht zu werden.